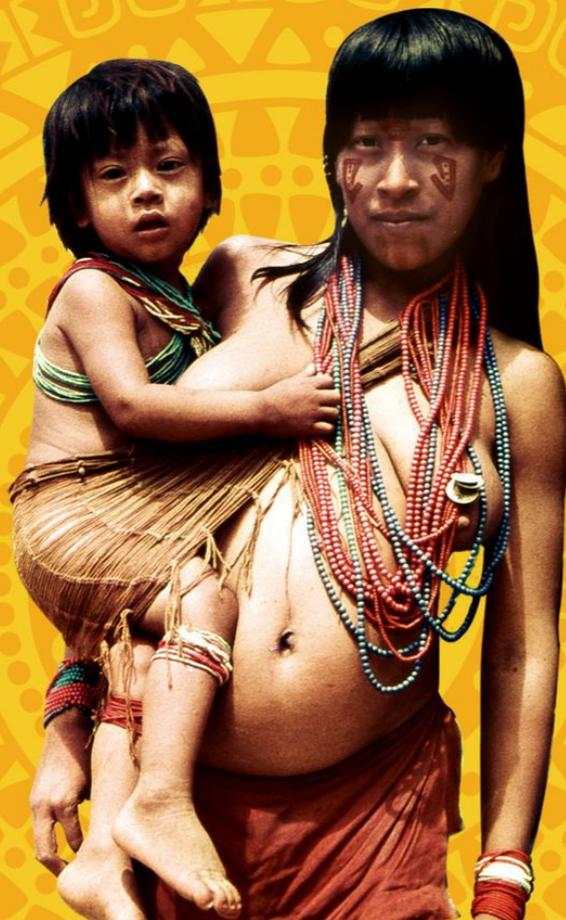


JEAN LIEDLOFF

# Auf der Suche nach dem verlorenen Glück

Gegen die Zerstörung  
unserer Glücksfähigkeit  
in der frühen Kindheit



C·H·Beck

und beharrt auf absoluter Vorherrschaft für seine jeweiligen Vorlieben und Spekulationen. Folglich ist das, was einstmals des Menschen zuversichtliche Erwartung einer angemessenen Behandlung und Umgebung war, inzwischen so enttäuscht, dass mancher sich oft schon glücklich schätzt, wenn er einmal nicht obdachlos ist oder unter Schmerzen leidet. Doch selbst dann, wenn er sagt: «Mir geht's gut», steckt in ihm ein Gefühl von Verlust, ein Sehnen nach etwas, das er nicht benennen kann, ein Gefühl, aus seiner Mitte geworfen zu sein, etwas zu entbehren. Wenn man ihn direkt danach fragt, wird er es selten leugnen.

Um also die genaue Beschaffenheit seiner durch die Evolution bestimmten Erwartungen herauszufinden, hat es keinen Sinn, sich das neueste Modell, das zivilisierte Exemplar, anzusehen.

Andere Gattungen zu betrachten, kann hilfreich sein, aber es kann ebenso gut in die Irre führen. Dort, wo die Entwicklungsebenen einander entsprechen, können Vergleiche mit anderen Tieren wohl Gültigkeit haben – etwa im Falle von älteren und tieferen, fundamentalen Bedürfnissen, die es schon vor unserer Menschenform gab, wie dem nach Luft zum Atmen, das vor Hunderten von Jahrmillionen entstand und von vielen unserer Mitlebewesen geteilt wird. Jedoch ist es offensichtlich nützlicher, menschliche Objekte zu studieren, die das Kontinuum von angemessener Verhaltensweise und Umwelt nicht verlassen haben. Auch wenn es uns gelingt, einige unserer Erwartungen zu identifizieren, die weniger evident sind als Luft zum Atmen, werden doch immer eine Unmenge subtilerer Erwartungen zu bestimmen übrigbleiben, ehe wir auch nur daran denken können, einen Computer zu Hilfe zu nehmen, um einen Bruchteil unseres instinktiven Wissens darüber zu erfassen. Aus diesem Grunde ist es unbedingt notwendig, fortwährend nach Gelegenheiten Ausschau zu halten, wie wir unsere *angeborene* Fähigkeit, das uns Angemessene zu wählen, wieder einsetzen können. Der schwerfällige Intellekt, mit dem wir ihr jetzt auf die Spur zu kommen versuchen müssen, kann sich dann mit Aufgaben befassen, für die er besser geeignet ist.

Die Erwartungen, mit denen wir dem Leben entgegentreten, sind unentwirrbar verwoben mit gewissen Bestrebungen (z.B. zu saugen, Verletzungen zu vermeiden, zu krabbeln, die Umwelt zu erforschen, nachzuahmen). Indem das, was wir an Behandlung und Lebensumständen erwarten, verfügbar wird, wirken bestimmte Abfolgen solcher Bestrebungen in uns mit ihnen zusammen, wiederum in der durch die Erfahrung unserer Vorfahren vorbereiteten Weise. Trifft das Erwartete nicht ein, so bemühen sich korrigierende oder ausgleichende Bestrebungen um Wiederherstellung der Stabilität.

Das menschliche Kontinuum kann definiert werden als die Erfahrungsfolge, welche vereinbar ist mit den Erwartungen und Bestrebungen unserer Gattung in einer Umgebung, die mit derjenigen, in der jene Erwartungen und Bestrebungen sich ausprägten, übereinstimmt. Es schließt angemessenes Verhalten anderer und

entsprechende Behandlung durch sie als Teil jener Umgebung ein.

Das Kontinuum eines Einzelwesens ist vollständig; es bildet jedoch einen Teil des Kontinuums seiner Familie, welches wiederum Bestandteil der Kontinua seines Clans, seiner Gemeinschaft und seiner Gattung ist; ebenso ist das Kontinuum der Gattung Mensch Bestandteil des Kontinuums allen Lebens. Jedes Kontinuum hat seine eigenen Erwartungen und Neigungen, die auf die langwährende, formgebende Vorgeschichte zurückzuführen sind. Selbst das Kontinuum, das alles Leben einschließt, erwartet aus der Erfahrung das Vorkommen bestimmter angemessener Faktoren in der unorganischen Umgebung.

In jeder Lebensform ist die Bestrebung, sich zu entwickeln, nicht zufällig, sondern dient den eigenen Interessen. Ihr Ziel ist größere Stabilität – d.h. größere Vielfalt, Komplexität und daher Angepasstheit.

Das ist ganz und gar nicht das, was wir «Fortschritt» nennen. In der Tat spielt *der Widerstand* gegen Veränderung, der keineswegs im Konflikt mit der Tendenz zur Evolution steht, sogar eine unentbehrliche Rolle bei der Erhaltung der Stabilität eines jeden Systems.

Darüber, was unseren eigenen angeborenen Widerstand gegen Veränderung vor etlichen Jahrtausenden unterbrochen haben mag, können wir allenfalls Spekulationen anstellen. Wichtig ist jedoch, die Bedeutsamkeit von Evolution gegenüber (nicht-entwickelter) Veränderung zu verstehen. Beide verfolgen diametral entgegengesetzte Ziele; denn das, was die Evolution an Vielfalt hervorbringt, die immer genauer an unsere Erfordernisse angepasst ist, zerstört die Veränderung durch das Ins-Spiel-Bringen von Verhaltensweisen oder Umständen, welche nicht die ganze Skala der unseren Interessen am besten dienenden Faktoren in Betracht ziehen. Veränderung vermag lediglich einen Teil wohlintegrierten Verhaltens durch einen anderen zu ersetzen, der dies nicht ist. Sie ersetzt das Komplexe und Angepasste durch das Einfachere und weniger Angepasste. Folglich übt die Veränderung einen Druck aus auf das Gleichgewicht all der eng miteinander verwobenen Faktoren innerhalb und außerhalb des Systems.

Die Evolution schafft somit Stabilität, die Veränderung bringt Verletzlichkeit hervor.

Auch soziale Gebilde folgen diesen Regeln. Eine evolvierte Kultur, eine Lebensform, die einer Gruppe von Menschen ihre sozialen Erwartungen erfüllt, kann eine jede von einer endlosen Vielfalt möglicher Strukturen sein. Die oberflächlichen Eigenschaften dieser Strukturen sind die veränderlichsten, ihre Grundsätze die am wenigsten veränderlichen, und in bestimmten Grundzügen sind sie unweigerlich identisch. Sie widerstreben der Veränderung, da sie sich wie jedes stabile System in der Natur über eine lange Zeitspanne hinweg herausgebildet haben. Daraus folgt wohl auch, dass die Struktur an der Oberfläche

(bezüglich Verhaltensweisen im Einzelnen, Ritualen, Erfordernis von Konformität) umso weniger streng zu sein braucht, je weniger der Verstand dem Instinkt bei der Ausbildung von Verhaltensmustern in die Quere gekommen ist; desto unveränderlicher aber muss sie im Kern sein (in der Einstellung zum Selbst oder gegenüber den Rechten anderer; in der Empfänglichkeit für Instinktsignale, die Überleben, Gesundheit, Freude begünstigen; im Gleichgewicht der Tätigkeiten, Impuls zur Erhaltung der Gattung, Sparsamkeit in der Nutzung von Pflanzen und Tieren der Umwelt usw.). Mit einem Wort, je mehr eine Kultur sich bei der Entscheidung über Verhaltensregeln auf den Intellekt verlässt, desto mehr Einschränkungen für den Einzelnen werden für ihren Fortbestand erforderlich.

Es gibt keinen wesentlichen Unterschied zwischen rein instinktivem Verhalten, mit all seinen Erwartungen und Bestrebungen, und unserer gleichermaßen instinktiven Erwartung einer angemessenen Kultur, die es uns erlaubt, unsere Neigungen zu entwickeln und unsere Erwartungen zu erfüllen: einmal nach richtiger Behandlung in der Kindheit und dann allmählich nach einer (flexibleren) *Art* von Behandlung und von Umständen sowie einer Abfolge von Anforderungen, an welche uns anzupassen wir bereit, willig und fähig sind.

Die Rolle der Kultur im Leben des Menschen ist genauso gesetzmäßig wie die der Sprache. Beide beginnen mit der Erwartung und Bestrebung, ihren Inhalt in der Umwelt zu finden. Das kindliche Sozialverhalten prägt sich unter erwarteten Einflüssen und Beispielen aus, die die Gesellschaft ihm vermittelt. Angeborene Antriebskräfte veranlassen das Kind auch zu tun, was seine Mitmenschen seiner Beobachtung nach von ihm erwarten; und jene geben ihm zu erkennen, was sie ihrer Kultur gemäß erwarten. Lernen ist ein Vorgang, bei dem Erwartungen auf bestimmte Arten von Informationen erfüllt werden. Die Arten nehmen dabei, genau wie die Sprachmuster, in einer bestimmten Reihenfolge an Komplexität zu.

Die Grundlage des Systems von Recht und Unrecht einer lebensfähigen Kultur ist ihre Verträglichkeit mit unseren Erwartungsansprüchen, die vom Kontinuumsgefühl jedes Einzelnen aufgestellt werden (durch Lusterfahrung ermutigt; auf geradem Wege gehalten durch einen natürlichen Widerwillen, der ansteigt, wenn wir uns den Grenzen des Angemessenen nähern). Die Besonderheiten des jeweiligen Systems können dabei unendlich variieren, solange sie innerhalb der wesentlichen Begrenzungen bleiben. Es ist viel Raum vorhanden für Unterschiede – individuelle oder stammesmäßige –, ohne dass jene Grenzen überschritten würden.

### 3. Der Beginn des Lebens

Während seiner Zeit im Mutterleib sollte es dem kleinen Menschenwesen noch vergönnt sein, den Entwicklungsstadien seiner Vorfahren geradlinig zu folgen, vom Einzeller durch das amphibische Stadium und weiter zum geburtsbereiten *homo sapiens*, ohne dass ihm viel geschieht, worauf die Erfahrung seiner Vorfahren im Mutterleib es nicht vorbereitet hätte. Es wird genährt, warm gehalten und herumgestoßen, auf recht ähnliche Weise wie Jäger-Sammler-Embryos auch. Die Geräusche, die es hört, sind nicht so viel anders, es sei denn, seine Mutter lebte in einem Überschall-Flugbereich, begeisterte sich für laute Diskotheken oder wäre Lastwagenfahrerin. Es hört ihren Herzschlag und ihre Stimme sowie die Stimmen anderer Menschen und Tiere. Es vernimmt die Geräusche ihres Körpers beim Verdauen, Schnarchen, Lachen, Singen, Husten und so weiter und ist nicht beunruhigt, denn seine Anpassungen haben diese mitberücksichtigt in den Millionen von Jahren, da seine Vorfahren ähnliche Geräusche ebenso laut und ebenso plötzlich vernahmen. Auf Grund von deren Erfahrung *erwartet* es die Geräusche, das Herumgestoßenwerden und die plötzlichen Bewegungen; sie sind Bestandteil der Erfahrung, die es zur Vollendung seiner vorgeburtlichen Entwicklung benötigt.

Zum Zeitpunkt der Geburt hat ein Baby sich in seinem Schutzraum schon weit genug entwickelt, um heraustreten und das Leben in der unendlich ungeschützteren Außenwelt fortsetzen zu können. Der Schock wird teilweise aufgefangen durch Mechanismen wie hohe Gammaglobulin-Dosen als Infektionsschutz, die langsam genug abnehmen, um es zur Herausbildung von Immunität zu befähigen; durch eingeschränktes Sehvermögen, das erst allmählich, geraume Zeit nach dem Abklingen des Geburtsschocks, voller Sicht weicht; sowie durch ein allgemeines Entwicklungsprogramm, das in vielen Aspekten der Ausstattung schon vor der Geburt festgelegt ist – wie den Reflexen, dem Kreislaufsystem und dem Gehör –, in anderen erst Tage, Wochen oder Monate später, wozu auch das schrittweise In-Funktion-Treten der verschiedenen Hirnregionen gehört.

Im Augenblick der Geburt selbst findet statt: der radikale Wandel der unmittelbaren Umgebung von Nass zu Trocken; der Übergang zu niedrigerer Temperatur und plötzlich ungedämpften Geräuschen; das Umschalten auf die eigene Fähigkeit des Babys, sich durch Atmen mit Sauerstoff zu versorgen; und ein Stellungswechsel von Kopf-nach-unten zu Kopf-auf-gleicher-Ebene mit bzw. über

dem übrigen Körper. Aber das Neugeborene kann diese und alle anderen mit der natürlichen Geburt verbundenen Empfindungen mit erstaunlichem Gleichmut ertragen.

Die eigene Stimme überrascht es nicht, obwohl sie in seinem Kopf sehr laut ist und nie zuvor gehört; sie *ist* ja gehört worden von den Informanten seines Körpers, den Erzeugern seiner Fähigkeit, Angst zu empfinden und das Angsterregende vom Normalen zu unterscheiden. Als seine Vorfahren eine Stimme ausprägten, brachten sie zugleich ein Netz stabilisierender Fähigkeiten hervor, um deren Eintritt in das Kontinuum ihrer damaligen Gattung zu ebnen. Indem die Stimme sich im Rahmen der gesamten Evolution der Gattung von einer Form zur anderen entwickelte und dabei, um dem immer komplexeren Organismus gerecht zu werden, unterschiedliche Merkmale ausprägte, entwickelten sich weitere Vorrichtungen, um sie mit dem Selbst und der Gesellschaft, in der sie benutzt werden sollte, im Einklang zu halten. Ohren wurden auf sie gestimmt, Reflexe wurden auf sie gestimmt, und die Erwartungen des Kleinkindes schlossen ihr Geräusch unter all die «Überraschungen» der ersten Erlebnisse außerhalb des Mutterleibes ein.

In den frühesten Stadien nach der Geburt lebt ein Kleinkind in einem Bewusstseinszustand, der nur aus Empfindung besteht; ihm fehlt die Fähigkeit vernunftmäßigen Denkens, der bewussten Erinnerung, des Nachdenkens oder Beurteilens. Man kann es wohl eher «empfindend» denn «bewusst» nennen. Im Schlaf ist es seines Zustands von Wohlbefinden ähnlich gewahr wie ein Erwachsener, der das Bett mit einem anderen teilt und dabei im Schlaf die Anwesenheit oder Abwesenheit des Partners wahrnimmt. Im Wachen ist es sich seines Zustandes weitaus bewusster, jedoch auf eine Weise, die wir bei einem Erwachsenen immer noch «unterschwellig» nennen würden. In beiden Zuständen ist es hinsichtlich seiner Erfahrung verletzlicher als ein Erwachsener, da es über keine Vorerfahrung verfügt, mit deren Hilfe es seine Eindrücke modifizieren könnte.

Der Mangel an Gespür für das Vergehen der Zeit ist für ein Kind im Mutterleib oder während der Phase des Getragenwerdens kein Nachteil: Es fühlt sich einfach richtig. Für einen nicht auf dem Arm getragenen Säugling jedoch ist die Unfähigkeit, sein Leiden durch Hoffen (was ein Zeitgefühl voraussetzt) wenigstens teilweise zu mildern, wohl der grausamste Aspekt seiner Qual. Daher kann sein Weinen nicht einmal Hoffnung enthalten, obwohl es als Signal wirkt, Erleichterung herbeizurufen. Später, wenn die Wochen und Monate vergehen und das Bewusstsein des Kleinkindes sich erweitert, wird Hoffnung vage empfunden, und das Weinen wird zu einer Handlung, mit der etwas erreicht werden soll – sei es negativ oder positiv. Aber die langen Stunden des Wartens werden durch das Aufdämmern des Zeitgefühls kaum erleichtert. Der Mangel an vorangegangener